Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 184 (2016)

Heft: 40-41

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

40–41/2016 • 6. OKTOBER • 184. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

MISSION: INNOVATIVE ANTWORTEN

Wo die Kirche in den letzten Jahrhunderten innovativ war, war sie missionarisch. Dass ihre missionarische Lebendigkeit heute durch die kritische Reflexion von Nebenwirkungen und Schattenseiten der Mission gebremst wird, ist für die Bewältigung aktueller Kirchenprobleme kein Nachteil.

Die Kirche kennt «Mission» seit dem 16. Jahrhundert. Damals war die Mission eine innovative Antwort auf zwei Krisenmomente: einerseits die Reformation und andererseits die Einsicht in die Bedeutung der Entdeckung neuer Kontinente. Mission wurde im Kontext dieser Herausforderungen «erfunden», und sie bot Lösungen: Rückeroberung der Gebiete, die der Reformation anheimgefallen waren, und Eroberung der Welt durch das katholische Europa.

Antworten auf den Druck der Moderne

Auch die nächste grosse Modernisierungskrise der Kirche mit dem Druck durch Aufklärung, Französische Revolution, Industrialisierung, Demokratisierung und Säkularisierung fand ihre Lösung in der Mission. Wo die katholische Kirche im Kampf gegen staatliche Macht und kulturelle Veränderungen zu einem Bollwerk der Vergangenheit zu werden drohte, entstand zugleich eine im Katholizismus breit verankerte Missionsbewegung, die erste moderne Laienbewegung der Kirche. Mission ermöglichte es, zugleich katholisch zu sein und an den Fortschritten der industriellen Moderne – und vor allem am Kolonialisierungsprogramm – teilzuhaben. Die Kolonialmächte haben das für ihre Zwecke nützliche Potenzial der Kirchen erkannt und die Zusammenarbeit gefördert. Die Kirche war wieder im Geschäft.

Gefragt ist Innovation

Heute sieht sich die katholische Kirche wiederum in einer Modernisierungskrise. Säkularisierung, Pluralisierung, Individualisierung und «Ich-Gesellschaft» zwingen uns zum Überdenken des bisherigen Geschäftsmodells. Statistisch zeigt sich ein grosser Funktions- und Relevanzverlust von Kirchenstrukturen und Glaubensvollzügen. Innovation ist gefragt. Ein neues «Missionsprogramm» zeichnet sich aber noch nicht ab. Die Appelle zur Belebung der «missionarischen Kirche» sind eher Eingeständnisse der tiefen Kirchenkrise als programmatisch klare Handlungsleitlinien.

Die Erfahrung gibt Zuversicht

Zwei Perspektiven sind tröstlich: Bislang konnte sich die Kirche angesichts grosser Herausforderungen immer noch missionarisch neu orientieren. Und: Heute kennen wir die Schattenseiten der missionarischen Innovationen gut genug, um die Lebendigkeit der Kirche nicht um den Preis der Verdunklung des Evangeliums zu erkaufen.

Tit. Prof. Arnd Bünker, Leiter SPI St. Gallen

510 MISSION – EINE OPTION
511 LESEJAHR
512 TRANSFORMATION
514 MISSION: FREMDEN BEGEGNEN
515 KATH.CH 7 TAGE
519 KIRCHLICHE GASSENARBEIT
520 IDENTITÄT MISSIONARE
521 KONGREGATION INGENBOHL
522 AMTLICHER TEIL

SKZ 40–41/2016

MISSION – EINE OPTION

MISSION – OPTION FÜR EIN «GUTES LEBEN» FÜR ALLE

Gute Botschaften haben es heutzutage schwer, auf die Titelseiten von Zeitungen oder gar in die «Tagesschau» zu kommen. An die schlechten dagegen haben wir uns derart gewöhnt, dass sie uns nicht mehr im Schlaf verfolgen oder in unsere Komfortzone einzudringen vermögen. Das Christentum kommt seit zweitausend Jahren mit einer «guten Nachricht» daher, und doch winken viele Menschen mit einem Achselzucken ab. Die Masche mit dem «Jenseits» zieht nicht mehr, und auch die Kirche hat dramatisch an Marktwert verloren. Und schliesslich ist «Mission», dieses theologische Marketing, spätestens seit der Kolonialisierung in Verruf geraten.

Dabei gehört «Mission» oder «Sendung» eigentlich zum Kern des Christentums, denn der Gott dieses Jesus von Nazareth ist einer, der «aus sich heraus» geht, der sich mit der Welt einlässt, damit «alle Leben haben» und es «in Fülle» haben. Kann man damit bei den Ratingagenturen und Werbeunternehmen punkten? Wollen denn nicht alle ein «gutes Leben», easy und cool, ohne Mangel und Verzicht, bitte sofort und grenzenlos?

Es gehört zur Tragik des Christentums, dass es in seiner langen Geschichte oftmals nicht als lebensbejahende und menschenfreundliche Botschaft daherkam, sondern als «Drohbotschaft», als Disziplinierungsmassnahme, als Machtinstrument, als Vertröstung und Opium. Statt das «Leben in Fülle» zu haben, sind viele um das Leben betrogen worden und haben ihre Träume und Sehnsüchte «um des Himmelsreiches willen» hintangestellt. Dabei war für Jesus das «Reich Gottes» alles andere als lebensfeindlich oder jenseitsorientiert.

Andere (auch nicht-religiöse) Bewegungen haben die «Frohe Botschaft» des Christentums von der Befreiung der Armen und dem Frieden in Gerechtigkeit beerbt: die sozialistische klassenlose Gesellschaft, die Gemeinwohlökonomie, die zapatistische Vision von einer «Welt, in der alle Platz haben», die Postwachstumsgesellschaft oder eben auch das andine «Gute Leben». Nietzsche, dieser Seismograph für Duckmäuser und Schattengestalten, meinte einmal, dass die Christinnen und Christen merkwürdig «unerlöst» aussähen und sich anscheinend nicht an der «Frohen Botschaft» erfreuen könnten.

Für ein Leben in Fülle

Wenn «Mission» einen Sinn haben soll, dann doch wohl den, möglichst allen Menschen ein Leben in Fülle zu ermöglichen, also darauf hinzuarbeiten, dass das «Reich Gottes» auf dieser Erde Gestalt annimmt, dass also immer mehr Lahme gehen, Blinde sehen, Arme genug zum Leben haben und Ausgegrenzten Gerechtigkeit geschieht. Ist das denn keine «Gute Botschaft», die sich «verkaufen» lässt?

Das andine «Gute Leben» (Vivir Bien – Buen Vivir) hat nichts mit der konsumversessenen oder hedonistischen Überflussgesellschaft zu tun. Es geht um ein «Leben in Fülle» in einem ökumenischen, ökologischen und ökonomischen Sinne, um das Leben im «gemeinsamen Haus» Erde, von den Indígenas liebevoll «Mutter» (Pachamama) genannt. Es gibt kein «gutes» Leben auf Kosten anderer, und schon gar nicht auf Kosten der nicht-menschlichen Natur. Die Metapher des «Hauses» (oikos; wasi; uta) bringt es auf den Punkt, wie es die jesuanische Metapher des Organismus tut: wenn es nicht allen Bewohner/-innen gut geht, geht es niemandem gut. Wenn jemand «schlecht» lebt und leidet, geht es dem ganzen Organismus Erde, der Pachamama, und ihren Kindern, den Armen, «schlecht».

Netzwerk von Beziehungen

Und genau dies gilt eben auch für das Reich Gottes, dem eigentlichen Inhalt der «Frohbotschaft»: Alle haben Anteil am «Leben in Fülle»: vergangene und zukünftige Generationen, Menschen, Tiere, Pflanzen, aber auch die Ahnen und Schutzgeister, Bergspitzen und Flüsse. Es geht um ein Netzwerk von Beziehungen, wie es ein Biotop, aber auch eine menschliche Gemeinschaft ist. Für andines (und christliches) Empfinden ist Leben Beziehung, und Beziehung ist Leben; wenn Beziehungen unterbrochen, verunmöglicht oder gar zerstört werden, ist das Leben in Gefahr. Dies ist der Fall mit dem Klimawandel, aber auch dem auf Konkurrenz und Ausschluss basierenden Wirtschaftsmodell der Gewinnoptimierung und Ausbeutung der Natur.

«Mission» ist also Anklage (denuncia) und Ankündigung (anuncio) zugleich: Anklage der menschenverachtenden Weltwirtschaftsordnung, des egoistischen Menschenbildes, der grenzenlosen Ausbeutung der Natur, der wachsenden Ungleichheiten und Ankündigung des «guten Lebens» für alle, des «Reiches Gottes», in dem alle Platz haben, des «Lebens in Fülle». Im Kontext eines endlichen Planeten bedeutet dies: Ohne Veränderung von Konsumgewohnheiten im Norden («Suffizienz») und Armutsbekämpfung weltweit ist dieses «gute Leben» nicht möglich.

Eurozentrische Theologie ist nicht globalisierbar

Deshalb kommt «Mission»heute – ähnlich wie «Ent-

Dr. phil et lic. theol. Josef Estermann gehört zum Stab der Geschäftsleitung COMUNDO – zuständig für Grundlagen & Forschung – im Romero-Haus Luzern.

HERAUSFORDERUNG SEPULKRALKULTUR(EN)

30. Sonntag im Jahreskreis 23.10. (Sir 35,15b–17.20–22a; 2 Tim 4,6–8.16–18; Lk 18,9–14)

Schon 1975 stellte Paul Zulehner heraus, dass die Herausforderungen für eine lebensweltorientierte Pastoral im Angesicht des Todes nicht nur in Bezug auf die Sterbenden (und eine ihnen entsprechende Begleitung) liegen, sondern gerade auch in Bezug auf die Hinterbliebenen.[1] Hierfür sind unterschiedliche Akzentverschiebungen und Umbrüche in der Sepulkralkultur (als Kultur des Sterbens, des Todes, des Bestattens und des Trauerns) wahr- und ernst zu nehmen. Als massgeblich hierfür erweisen sich nicht nur die gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse, sondern auch eine Verschiebung in der Erinnerungskultur der Menschen: Der Erinnerungsort fällt (auch für Christinnen und Christen) nicht mehr selbstverständlich mit dem Beerdigungsort zusammen.

Schlaglichter

Es ist eine allgemeine Errungenschaft unserer fortgeschrittenen Moderne, dass das Individuum – aus der namenlosen Masse enthoben – in seiner Würde und mit all seinen Sehnsüchten und Wünschen im Mittelpunkt aller gesellschaftsgestaltenden Kräfte und Instanzen steht. Diese subjekt- und situationsbezogenen Prozesse spiegeln sich auch markant in heutigen Sepulkralkulturen wider. So gibt es ein steigendes Bedürfnis, sich selbst oder geliebten Verstorbenen ein markantes Erinnerungsmoment zu schaffen. Vom Unikat bis zur Exotik reichen daher nicht nur die Angebote von Särgen, Urnen und Mausoleen, sondern auch die Angebote der Beerdigungsorte und Beerdigungsformen (wie etwa die Weltallbestattung des «Schöpfers» von «Star Trek», Gene Roddenberry). Zudem zeigt sich, dass eine wachsende Zahl von Hinterbliebenen (und Menschen, die vor ihrem Tod ihre Beerdigung regeln) keinen Wert auf religiöse oder religionsnahe Bestattungsrituale legen und infolgedessen auch in traditionellen Formen der Sepulkralkultur (inklusive langjähriger Grabpflege) keinen Sinn sehen. Nicht von ungefähr wächst die Zahl anonymer und «ritusfreier» Beerdigungen – ein Phänomen, dessen Gründe nicht nur religiös bedingt sein müssen, auch nicht nur familiar, sondern auch rein ökonomisch (der zum Teil sehr hohen Beerdigungs- und Grabpflegekosten wegen). Weiterhin zeigt sich, dass dort, wo keine Beerdigungspflicht mehr besteht, den Urnen zuhause ein würdiger «Bleibeort» gegeben wird, was den Verzicht auf öffentliche bzw. traditionelle Abschiedsrituale mit sich bringt. Und schliesslich weichen inkulturierte christliche Beerdigungssymbole (wie Kreuz oder Engel) immer mehr charakteristischen Erinnerungszeichen aus der Berufs- bzw. Freizeitwelt der Verstorbenen.

Herausforderungen

Wie bei jeder lebensweltlich orientierten Pastoral stehen Seelsorgende auch in Bezug auf die Sepulkralkulturen vor der Frage eines verantwortbaren Gleichgewichts von Tradition und Innovation. Gerade hierin liegt jedoch die Chance, in der nötigen Sensibilität eine unterschiedliche Begleitung für Sterbende und Hinterbliebene anzubieten, die den Sinn christlicher Pastoral im Angesicht des Todes subjektbezogen durchscheinen lassen, wonach jeder Mensch sich getragen und umfangen erfahren darf von der Hoffnung auf ein unvergängliches Leben in Fülle, in dem sich die Individualität des Menschen nicht aufhebt, sondern von Gott vollendet wird. Selbstverständlich verbietet es der Respekt, Menschen diese Hoffnung aufzudrängen. Sie darf jedoch auch nicht verdeckt werden, zumal sie das innerste Moment christlicher Beerdigungs- und Erinnerungskultur darstellt. Eine solche neue Form der Begleitung bietet z. B. die «pastorale des funérailles et du deuil» im Kanton Fribourg an. Die Beerdigungs- und Trauerpastoral liegt hier in erster Linie in den Händen von dafür ausgebildeten ehrenamtlichen Frauen und Männern. Sie begleiten nicht nur die Hinterbliebenen in ihren Trauerprozessen vor und nach der Beerdigung, sondern entlasten sie auch in organisatorischen Fragen. Eine weitere Chance findet sich weiterhin dort, wo dies örtlich, zeitlich und personell möglich und von Hinterbliebenen gewünscht ist, die Einheit von Bestattung und Eucharistiefeier (Requiem) zu wahren und die ganze Fülle der Erfahrungsdichte des christlichen Paschamysteriums als «Hoffnungsfeier» zu nutzen. Hierfür sollten dort geeignete Räume geschaffen werden, wo sich eine Kirche in grosser räumlicher Distanz zum Beerdigungsort befindet. Wo dies nicht möglich oder gewünscht ist, sollte das gottesdienstliche Gedächtnis der Verstorbenen einen festen und unverrückbaren Platz im liturgischen Leben der Pfarrei oder des Pastoralraums bekommen – auch wenn daran keine Hinterbliebenen teilnehmen können oder wollen. Gerade in einer solchen Praxis der «Stellvertretung» würde die christliche Gemeinschaft für die Hoffnung eintreten, aus der heraus sie lebt – auch für diejenigen Verstorbenen, die einen anonymen Bestattungsweg wählen. Die (teilweise) Umwidmung von Kirchen zu Columbarien eröffnet hier weitere Denkwege. Undenkbar sollte die schon übliche Praxis bleiben, dass sich die Kirche dem Moment der Grablegung entzieht und die Hinterbliebenen am Grab sich allein überlässt. Wenn die Kirche nach neuen Inkulturationsformen ihrer Hoffnung sucht, sollte sie schliesslich auch den Erinnerungsorten gerecht werden, an denen Hinterbliebene ihre emotionale Verbindung zu den Verstorbenen aufrechterhalten, die aber nicht unbedingt mit dem Beerdigungsort zusammenfallen. Dieses weite Feld stellt eine neue Herausforderung dar, die der «pastoralen Faustregel» folgen sollte, «dass zunächst jene Gelegenheiten aufzugreifen sind, in denen sich die Menschen von sich aus an die Kirche wenden, bevor darüber hinaus neue Begegnungsmöglichkeiten gesucht werden»[2] – um der Menschen und Gottes willen.

Salvatore Loiero

Prof. Dr. Salvatore Loiero ist Professor des deutschsprachigen Lehrstuhls für Pastoraltheologie, Religionspädagogik und Homiletik an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü.

[1] Vgl. Paul Michael Zulehner, Heirat – Geburt – Tod. Eine Pastoral zu den Lebenswenden, Freiburg 1975.

[2] Zulehner, Lebenswenden 193.

MISSION – EINE OPTION

wicklungszusammenarbeit» – nicht mehr darum herum, die Verhältnisse zwischen Norden und Süden, zwischen «Mutterkirche» und «Missionskirche», zwischen Gesandten und deren Adressaten, völlig neu zu denken. Es braucht eine radikale Dekolonisierung von Theologie und Kirche, eine Option für und mit den Armen auch in der Ökologie und bezüglich jeglicher Art von kulturellen und genderbasierten Zentrismen. Die eurozentrisch verfasste Theologie und deren Universalitätsanspruch sind genauso wenig «globalisierbar» wie das real existierende Wirtschafts- und Konsummodell.

Ein «gutes Leben» für alle ist nur dann möglich, wenn die Güter dieser Erde wie bei einem andinen Apthapi (Teilen der Feldfrüchte) oder einer christlichen Agape-Feier für alle zugänglich sind, gemäss den Fähigkeiten und Bedürfnissen aller, die sich an den Tisch setzen. Es sind starke Bilder, die sich den Endlosschleifen der Börsenkurse entgegenstellen und die bereits tot geglaubte Sehnsucht in vielen Menschen wieder zu wecken vermögen, in Einfachheit und Suffizienz, Verbundenheit und Erfüllung zum Gleichgewicht dieses aus den Fugen geratenen «gemeinsamen Hauses» beitragen zu können.

«Mission» könnte dann nicht nur bedeuten, «weiterzusagen, wo es Brot gibt», sondern vor allem auch die Ursachen beim Namen zu nennen, die es unmöglich machen, dass viele Menschen überhaupt Brot haben und dass die Natur zerstört wird. Und damit wird «Mission» nicht nur parteiisch, sondern auch konfliktiv und militant im prophetischen Sinne des «heiligen Zorns»: Es gibt Strukturen, die mit dem «Reich Gottes» nicht kompatibel sind, und es gibt Haltungen und Mentalitäten, die ein «gutes Leben» für alle ausschliessen. In diesem Sinne ist die «gute Botschaft» sicherlich nicht marktkonform und angenehm, sie ist Kritik und Verheissung zugleich, und deshalb ist «Mission» entweder prophetisch, oder es braucht sie wirklich nicht.

Josef Estermann

MISSION ALS TRANSFORMATION

TRANS-FORMATION

Der reformierte Theologe Beat Dietschy, ehemaliger Geschäftsführer von Brot für alle, äussert sich zur ökumenischen Missionserklärung «Gemeinsam für das Leben». Zahlen im Text beziehen sich auf die Paragraphen des Missionsdokuments.[1]

Dr. Beat Dietschy ist reformierter Theologe und war bis zu seiner Pensionierung 2015 Geschäftsführer von Brot für alle. Er ist für den Ökumenischen Rat im Vorstand der Mikrofinanzierungsorganisation ECLOF International.

Am 2. Welttreffen der sozialen Bewegungen im bolivianischen Santa Cruz sagte Papst Franziskus: «Erkennen wir, dass sich ein System der Logik des Gewinns um jeden Preis über den ganzen Globus ausgebreitet hat, das die soziale Ausgrenzung und die Zerstörung der Natur in Kauf nimmt?» Und er fügte noch hinzu: «Dieses System verstösst gegen den Plan Jesu, gegen die Frohe Botschaft, die er brachte (…). Wenn es so ist, dann beharre ich darauf – sagen wir es unerschrocken –: Wir wollen eine Veränderung, eine wirkliche Veränderung.» Als Reformierter wünschte ich mir manchmal mehr solchen Klartext auf unserer Seite. Doch gibt es nun immerhin eine neue Missionserklärung des Ökumenischen Rates, die in ähnlich prägnanter Weise und zugleich mit theologischem Tiefgang auf die Herausforderungen der heutigen Zeit eine Antwort gibt.

Frucht kirchenübergreifender Verständigung

«Gemeinsam für das Leben» ist die Frucht eines kirchenübergreifenden Verständigungsprozesses, an dem auch Katholiken beteiligt waren. Es ist 2012 in Kreta verabschiedet und in Busan von der Vollversammlung des Ökumenischen Rates 2013 bestätigt worden. Was zunächst schon im Untertitel – «Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten» – auffällt, ist der Blick auf die Vielfalt der sich wandelnden Kontexte. Neu ist in erster Linie, dass darin nach dem Wirken des Geistes gesucht wird. Die Geistkraft ist im ganzen Dokument sehr wichtig. Sie stiftet Erkenntnis, ermöglicht die Unterscheidung der Geister und ist vor allem eine Kraft der Transformation: «Die Kirche erhält den Auftrag, das Leben zu feiern und in der Kraft des Heiligen Geistes Widerstand gegen alle Leben zerstörenden Kräfte zu leisten und sie zu verwandeln» (2).

Die Geistkraft ist gut für Überraschungen, deckt auf, was unsere dogmatischen, westlichen oder männlichen Scheuklappen uns nicht sehen liessen. Wenn wir ihre Gegenwart erkannt haben, werden wir «erfahren, dass Gottes Geist oft subversiv ist, uns über Grenzen hinauswachsen lässt und uns überrascht (25). Zum Beispiel mit neuen Akteuren von Mission, welche ihre (eigentlich nicht biblische) anthropozentrische und erst recht ihre eurozentrische Engführung in Frage stellen: «Gott sandte den Sohn, um nicht nur die Menschheit zu erlösen (…). Das Evangelium ist vielmehr eine gute Nachricht für jeden Teil der Schöpfung und jeden Aspekt unseres Lebens und unserer Gesellschaft. Es ist daher entscheidend, Gottes Mission in einem kosmischen Sinne zu verstehen und zu bekräftigen, dass alles Leben, die ganze oikoumene, in Gottes Netzwerk des Lebens miteinander verbunden ist» (4).

[1] www.oikoumene.org/de/resources/documents/commissions/mission-and-evangelism/together-towards-life-mission-and-evangelism-in-changing-landscapes?set_language=de

SKZ 40–41/2016

Das ist mehr als Sorge für die Schöpfung, es meint die Wirksamkeit des Geistes in der Schöpfung: «Der Heilige Geist wirkt in der Welt oft unerkannt und auf geheimnisvolle Weise, die weit über unsere Vorstellungskraft hinausgeht» (15). Kurzum, alles Geschaffene ist Subjekt, nicht einfach Objekt von Mission: «In vielerlei Hinsicht hat die Schöpfung selbst eine Mission im Blick auf die Menschheit» (22).

Es gibt aber auch noch andere zu wenig beachtete Träger von Gottes Mission, nämlich eben jene, die in einem schlechten (aber faktisch existierenden) Missionsverständnis als blosse Empfänger definiert waren: «Mission ist als Bewegung verstanden worden, die vom Zentrum zur Peripherie und von den Privilegierten zu den Marginalisierten in der Gesellschaft verläuft. Heute beanspruchen Menschen an den Rändern der Gesellschaft, selbst Subjekte der Mission zu sein» (6).

Veränderung, die im eigenen Haus beginnt

Dies alles führt zu einer transformativen und kämpferischen Spiritualität. Sie «ist Energie für ein Leben in Fülle und fordert Engagement im Widerstand gegen alle Kräfte, Mächte und Systeme, die Leben verweigern, zerstören und einschränken» (29). Die Transformation von Machtverhältnissen, die daraus entspringt, bedeutet mehr als ein Austauschen der Machthabenden. Sie bringt ein anderes Funktionieren, eine Verwandlung von Macht – und kann in den Kirchen eingeübt werden, denn Mission ist eine Veränderung, die im eigenen Haus beginnt, nicht mit der Bekehrung anderer. Dies hat erhebliche Konsequenzen, zunächst für die Kirchen selber. Denn Ziel dieser Mission ist es nicht einfach, «Menschen vom Rand in die Zentren der Macht zu bringen, sondern Machtstrukturen zu verändern» (40).

Mission, so sieht es das neue Missionsdokument, verändert Kirche. Es ist «nicht die Kirche, die eine Mission hat, sondern vielmehr die Mission, die eine Kirche hat». Entsprechend dem Konzept der «Missio Dei», aber entgegen einer immer noch weit verbreiteten Auffassung, ist Mission also «nicht ein Projekt zur Ausbreitung von Kirchen, sondern es geht darum, dass die Kirche Gottes Erlösung in dieser Welt verkörpert» (58). Ihr transformatorisches Wirken bleibt also nicht intra muros, sondern verändert auch die Welt: «Das Evangelium befreit und verwandelt. Seine Verkündigung muss auch die Verwandlung von Gesellschaften einbeziehen mit dem Ziel, gerechte und inklusive Gemeinschaften zu schaffen» (91).

Konkretisiert wird dies je nach Kontext in einer vielfältigen Weise. Um voneinander lernen zu können und das gemeinsame Unterwegssein zu feiern, hat die Versammlung von Busan die Kirchen und «alle Menschen guten Willens» zu einem siebenjährigen «Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens» eingeladen. Er kann buchstäblich auf Strassen und Wegen gegangen werden, wie letztes Jahr, als Tausende im Vorfeld des Klimagipfels in verschiedenen Ländern Richtung Paris marschiert sind. Grundsätzlich geht es jedoch darum, dass Menschen aufbrechen und sich auf Nachfolge einlassen: «Jesus nachzufolgen bedeutet, ihn überall da anzutreffen, wo Menschen Opfer von Ungerechtigkeit, Gewalt und Krieg sind. Gottes Gegenwart zusammen mit den schwächsten Menschen, den Verwundeten, den Marginalisierten zu spüren, ist eine verwandelnde Erfahrung», heisst es in der Einladung zum Pilgerweg.

Ökonomie des Lebens

Darüber hinaus gibt es in der ökumenischen Bewegung den Leitstern einer «Ökonomie des Lebens». Er macht deutlich, was die grundlegenden Transformationsprozesse unserer für Menschen und Natur so destruktiven Zivilisation anpeilen: ein neues Verständnis des Haushalts des Lebens insgesamt. Dass diese «grosse Transformation» unserer Lebensweise nicht handstreichartig zu schaffen ist, ist offenkundig. Es geht stattdessen um viele kleine, aber vernetzte Teilprozesse des Umkehrens, um einen Kultur- und Geisteswandel. Doch woran merken wir, dass, was wir im Kleinen tun, transformativ ist im Sinne einer solchen umfassenden Veränderung?

Ich sehe drei Kriterien, die uns helfen können, dies zu erkennen: «Transformative» Veränderungen kurieren nicht bloss Symptome, sondern setzen an den Ursachen von Armut, Ungleichheit oder Flucht an und verwandeln Destruktives in Konstruktives. Transformativ ist zweitens, was das «gut Zusammenleben» aller Menschen und allen Lebens auf dem Planeten fördert. Transformative gesellschaftliche Veränderungen nehmen drittens wenigstens teilweise vorweg, was als menschen- und umweltgerechteren Gesellschaftsmodellen gesucht wird (Kohärenz von Mitteln und Zielen). Sie sind ein Stück weit Wandlungen im bestehenden System, die gleichzeitig den Wandel des Systems möglich machen.

Die «Ökonomie des Lebens» bringt zum Ausdruck, dass es um die Rechte der lebendigen Subjekte und die Fülle des Lebens für alle Kreaturen geht. Sie rückt Menschen und Erde in den Mittelpunkt. Das trifft sich wiederum mit der Enzyklika «Laudato Si'» von Papst Franziskus. Es bieten sich also neue Wege an, auf denen die Kirchen und andere Glaubensgemeinschaften voneinander lernen können, wie eine verwandelnde Spiritualität den lebenzerstörenden Werten entgegenwirken und dazu beitragen kann, die tödliche «Ökonomie der Habgier» zu überwinden.

Beat Dietschy

SKZ 40–41/2016

AUSSTIEG AUS DER BEQUEMLICHKEIT

MISSION: FREMDEN BEGEGNEN

Mag. Theol. Toni Kurmann SJ ist seit 2004 Missionsprokurator der Jesuitenmission Schweiz. Der Theologe und Soziologe Toni Kurmann steht in engem Kontakt mit den Projektpartnern der Jesuitenmission in aller Welt.

Die dynamische Dimension von Mission hat in jeder theologischen Systematik des Christentums einen zentralen Platz. Wer aktuelle Veröffentlichungen zur Missionstheologie liest, kann dort interessante Anregungen finden und sich inspirieren lassen. In den Publikationen geht es um interkulturelle Theologie und Inkulturation, um Weltkirche und globale Migration – und damit geht es um Fragen am Puls der Zeit. Stellvertretend seien hier die Schriften des Instituts für Weltkirche und Mission (IWM) in Frankfurt (www.iwm.sankt-georgen.de) und die «Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft» (ZMR) genannt.

Im alltäglichen Sprachgebrauch wird der Begriff «Mission» allerdings seit Jahrzehnten peinlichst vermieden. Offensichtlich ist er so negativ besetzt, dass differenzierendes Weiterdenken nahezu unmöglich wird. Die Ablehnung erfolgt geradezu reflexartig. Zu stark wirken die Bilder vom westlichen Missionar mit Tropenhelm und seinem schon sprichwörtlichen «Missionseifer» nach oder vom «Nickneger», der seinerzeit in Kirchen die Spende mit einem braven Kopfnicken quittierte. Die vielen negativen Erfahrungen hinter den Bildern gehören tatsächlich zur Geschichte der christlichen Mission in den vergangenen Jahrhunderten. Wir müssen als Christen daraus lernen, und wir haben dies auch schon vielfach getan. Tragisch wäre, wenn dieses historische Erbe heute den Blick auf die weitere Entwicklung der kirchlichen Lehre und auf die theologische Reflexion zum Thema Mission seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil versperren würde. Dem Konzilsdokument «Nostra aetate» (Lateinisch: in unserer Zeit) zum Beispiel ist sicher noch mehr Wirkung zu wünschen.

Wo liegt das Blockierende? Wie kann eine veränderte Sichtweise gefunden werden?

In einer ersten Diagnose könnte man vermuten, dass der sogenannte Missionsbefehl im Markusevangelium in den Köpfen mutiert sei zu einem «Taufbefehl». Wörtlich heisst es: «Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen! Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden» (Mk 16,15–16). Wenn diese gedankliche Engführung auf die Taufe tatsächlich wirkt, ist nachvollziehbar, dass die im Text an erster Stelle stehende Aufforderung «Geht hinaus» nicht mehr die ihr gebührende Aufmerksamkeit erhält.

In diese Richtung weisen auch verschiedene Aussagen von Papst Franziskus. So wird im Apostolischen Schreiben «Evangelii gaudium» (Lateinisch: die Freude über das Evangelium) im ersten Kapitel «Die missionarische Umgestaltung der Kirche» das Hinausgehen aus der eigenen Bequemlichkeit angeführt (Evangelii gaudium 20).

Bei der Suche nach einem besseren Verständnis der Aufforderung, hinauszugehen, ist die Orientierung am Zweiten Vatikanischen Konzil angebracht. Gustavo Gutiérrez sieht die «alte Geschichte vom Samariter» als zentrale Metapher dieses Konzils.[1] Der barmherzige Samariter ist der Prototyp eines Menschen, der für einen mitmenschlichen Akt über seine eigenen Religionsvorstellungen hinausgeht und dem unter die Räuber gefallenen Opfer beisteht. Gutiérrez zeigt auf, wie sich diese Metapher des Konzils weiter auswirkt im Rahmen der 5. Generalversammlung des Episkopats von Lateinamerika und der Karibik: «Uns zu Nächsten machen, zu Nächsten werden» – das heisst, die Initiative zu ergreifen, uns dem anderen zu nähern, wie wir im Gleichnis gesehen haben. Das aber heisst, «als barmherzige Samariter die Not der Armen und der Leidenden sehen sowie gerechte Strukturen schaffen, ohne die eine gerechte Ordnung in der Gesellschaft nicht möglich ist»[2].

Unter den Konzilserklärungen bildet Nostra aetate in herausragender Weise die Grundlage für ein Verständnis des «Hinausgehens». In dieser Erklärung änderte das Konzil den Blick der Kirche auf die andern Religionen radikal – und damit auch ihr Selbstbild. Statt sich vom einzelnen Nichtchristen abzugrenzen, äussert sich die Kirche in einem lehramtlichen Dokument über die nichtchristlichen Religionen insgesamt und erkennt an, was in diesen «wahr und heilig» ist. Letztlich öffnet sich die Kirche endlich zur Interreligiosität. Sie räumt ein, dass sie nicht nur aus der eigenen Offenbarungsquelle lebt, sondern sich auch im Spiegel der anderen Religionen besser verstehen lernt. Offensichtlich bereichert diese positive Hinwendung zu den anderen Religionen das eigene Selbstverständnis.

Zweifellos ist die Bereitschaft zum Dialog für Christen nicht einfach eine Notwendigkeit der globalen Kommunikationsgesellschaft, sondern sie erwächst aus Gott selbst: Gott hat sich zuerst im Wort (Griechisch: dia logos) offenbart und durch die Begegnung mit Jesus einen Dialog eröffnet, der in der Nachfolge Christi weitergeführt sein will. Letztlich gründet der Dialog im Liebesgespräch des dreieinen Gottes, der für diese Welt Heil will. Dieses «Hinausgehen», diese Hinwendung zum anderen und der sich daraus ergebende Austausch mit dem Fremden, bringen wiederum den Begriff der Mission und des interreligiösen Dialogs in einen kreativen Zusammenhang.[3] Eine solche Sichtweise eröffnet sicher noch weitere, inspirierende Einsichten.

[1] Gustavo Gutiérrez, Die Spiritualität des Konzilsereignisses in: Die grossen Metaphern des Zweiten Vatikanischen Konzils, ihre Bedeutung für heute, herausgegeben von Mariano Delgado und Michael Sievernich, Freiburg 2013, 405–421.

[2] Ebd. 418. Gutiérrez zitiert in diesem Abschnitt Aparecida 2007. Schlussdokument der 5. Generalversammlung des Episkopats von Lateinamerika und der Karibik, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Stimmen der Weltkirche 41), Bonn 2007, S. 291 (Nr. 537). Es handelt sich um ein Zitat aus der Eröffnungsansprache von Papst Benedikt XVI. zu Beginn der Bischofsversammlung am 13.5.2007, in: ebd., S. 332.

[3] Die emeritierte Basler Missionswissenschaftlerin Christine Lienemann-Perrin entfaltet diesen Zusammenhang in: Mission und interreligiöser Dialog, Ökumenische Studienhefte 11, Göttingen 1999.

kath.ch
katholisches medienzentrum

7 TAGE
6. OKTOBER 2016 | Nº 40-41

Neu bei der Schweizer Bischofskonferenz: Encarnaciòn Berger-Lobato | © Regula Pfeifer

«Ich werde keine katholische Cumulus-Karte einführen»

Wie verkauft man den Glauben, der ja gratis ist? Fragen dieser Art stellt sich die neue Verantwortliche für Marketing und Kommunikation bei der Schweizer Bischofskonferenz, Encarnación Berger-Lobato.

Regula Pfeifer

«Natürlich komme ich nicht mit der Idee, eine katholische Cumulus-Karte einzuführen», sagt Encarnación Berger-Lobato und lacht. Die neue Verantwortliche für Marketing und Kommunikation bei der Schweizer Bischofskonferenz lacht oft. Durch die kleine goldene Brille blicken braune Augen offen zum Gegenüber. So erzählt sie, welche Ideen sie einbringen möchte in diesem Gremium der Schweizer Bischöfe, und ebenso, welch entscheidende Phasen sie in ihrem Leben durchgemacht hat.

Ein «Produkt» für die Bischöfe

Abgesehen von einer Cumulus-Karte kann sich Berger-Lobato durchaus vorstellen, dass die Bischofskonferenz mit einem «Produkt» auftritt. «Etwa mit einem Kongress», sagt sie spontan. Zudem hat die Migros Marketingmassnahmen, die Berger-Lobato als durchaus bedenkenswert ansieht, auch für ein kirchliches Marketing. Etwa das orange «M», das den Betrieb überall erkennbar macht. Auch die Kirche sollte gegen innen und aussen als Einheit erkennbar sein, findet sie. Besonders spannend an ihrer Aufgabe bei der Bischofskonferenz ist für sie die Frage: «Wie verkauft man etwas, das gratis ist: den Glauben?»

Ehren- und anspruchsvolle Aufgabe

«Marketing und Kommunikation ist mein Ding», erklärt die neue Mitarbeiterin der Schweizer Bischofskonferenz ihre Motivation für die Übernahme der neuen Stelle. Seit 15 Jahren ist sie in diesem Bereich tätig. Als sie die Ausschreibung für die Stelle sah, wusste sie gleich: «Das ist es.» Dass die Wahl auf sie fiel, empfindet sie als «ehrenvoll», die Aufgabe selbst als «anspruchsvoll».

Ein guter Moment für Ideen

Sie sei in beratender Funktion tätig, betont Berger-Lobato. Hauptsächlich mit der Medienkommission werde sie zu tun haben. Dabei gehe es darum, das eigene Handeln zu überdenken und sich zu fragen: «Wie können wir professioneller auf-

EDITORIAL

Du bist die Barmherzigkeit

Martin Werlen plädiert in seinem neuen Buch «Wo kämen wir hin?» für eine Kirche, die nicht nur Umkehr predigt, sondern selber auch lebt. Damit hält der alt Abt von Einsiedeln den Finger auf einen wunden Punkt. Glaubwürdig ist Kirche nur, wenn sie konkrete Schritte unternimmt. Dies tut Papst Franziskus, wenn er sich für Flüchtlinge und Obdachlose, für Barmherzigkeit und Gemeinschaft in Jesus Christus einsetzt.

Erstaunlich ist dabei nur, dass solche Schritte in der Kirche der Schweiz nur zögerlich oder gar nicht erfolgen. So gibt es beim Lesen dieses kleinen Büchleins immer wieder die Erfahrung: Genau so ist es! Aber warum wird nichts unternommen?

Werlen schreibt nicht aus der Perspektive des schon Angekommenen, der schon alles weiss. Das ist wohltuend. «Umkehr ist vielfältig und spannend wie das Leben. Nichts für Softies. Sie fordert den Mut, Neues zu denken und Vergangenes hinter sich zu lassen. Sie ist täglich überraschende Herausforderung.» Es gehe darum, Tag für Tag die Umkehr anzugehen.

Man könnte das Büchlein als «Erbauungsliteratur» im positiven Sinn bezeichnen. Werlen ermutigt, genau hinzusehen. Er bringt Beispiele und Zitate aus den Evangelien, um den Geist von Jesus in die heutige Zeit hineinzutragen. Mit aktuellen Bezügen, bei denen er auch nicht vor offener Kritik an Kirchenverantwortlichen zurückschreckt, macht der alt Abt Mut für Veränderungen.

Da schreibt einer, dem es zutiefst darum geht, die Kirche und ihre Mission in der heutigen Zeit neu zu beleben. Er schliesst seine Schrift mit einem Gebet: «Herr Jesus Christus, Du bist die Barmherzigkeit in Person ...»

Charles Martig

NAMEN

Barbara Hallensleben. – Internationale Expertinnen haben auf Einladung der römischen Glaubenskongregation über die Rolle der Frauen in der Kirche beraten. An einer dreitägigen Konferenz nahmen rund 50 Theologinnen, Historikerinnen und Kirchenrechtlerinnen teil, darunter Barbara Hallensleben, Dogmatikerin an der Universität Freiburg (Schweiz). Eröffnet wurde das Treffen vom Präfekten der Behörde, Kardinal **Gerhard Ludwig Müller.**

Adrian Loretan. – Der Luzerner Kirchenrechtler leistet alt Abt **Martin Werlen** Schützenhilfe bei seiner Forderung nach einer Ordensfrau an der Spitze des Benediktinerordens. Das Zweite Vatikanische Konzil habe den Weg dafür geebnet. Das katholische Lehramt habe das Ziel Gleichheit von Mann und Frau vorgegeben. In der Kirche sei es aber noch nicht durchgehend realisiert.

Alfred Dubach. – Am 28. September 2016 starb der langjährige Leiter des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts (SPI) in St. Gallen im Alter von 76 Jahren. Laut Mitteilung des SPI hat Dubach das Leben der Kirche in der Schweiz mitgeprägt. Durch seine Tätigkeit im Institut sei er sowohl ein genauer Beobachter der Veränderungen in Gesellschaft, Religion und Kirche als auch Berater und Planer für die katholische Kirche gewesen.

Arnold Schöpfer. – Die Versammlung der katholischen kirchlichen Körperschaft des Kantons Freiburg (KKK) hat Arnold Schöpfer zu ihrem neuen Präsidenten gewählt. Er war bisher erster Vizepräsident. Sein Vorgänger **Laurent Passer** war wegen Veruntreuung von Geldern seiner Pfarrei Ende Januar von seinem Amt zurückgetreten.

Charles Morerod. – Jedes Land muss selber eine Lösung für den Umgang mit der Migration finden. Das hielten die Präsidenten der Bischofskonferenzen von Deutschland, Frankreich und der Schweiz zum Abschluss einer Tagung fest. Unantastbar sei in jedem Fall die Menschenwürde. An der Tagung nahmen 50 Vertreter aus Kirche und Wissenschaft teil, darunter Charles Morerod, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) (siehe auch S. 522).

treten?» Den Moment dafür empfindet sie als gut. Es gebe wegen der Amtszeitbeschränkung einige personelle Wechsel in der Kommission.

In allen Landessprachen auftreten

Ein paar Ideen hat Berger-Lobato bereits, die sie einbringen möchte, etwa einen gemeinsamen Internetauftritt aller Pfarreien und Bistümer und einen professionellen Übersetzungsdienst in alle Landessprachen. Letzteres sei sehr wichtig in einer Organisation mit Mitgliedern aus allen Landesteilen, sagt die Kommunikationsfrau.

Das hat sie bereits als Kommunikationsverantwortliche der Pensionskasse des Bundes festgestellt. Ihre Ideen werde sie mit einer gewissen Beharrlichkeit einbringen, sagt Berger-Lobato. Die gefällten Entscheide aber werde sie selbstverständlich akzeptieren.

Stadtbernerin wird «Landei»

Berger-Lobato ist verheiratet und lebt seit zwanzig Jahren auf dem Land, genauer in der Gemeinde Mühlethurnen. Ihr Mann, ein viel gereister Stadtzürcher, und sie, eine Stadtbernerin, hatten sich für ein Leben im Bauernhaus entschieden. «Inzwischen bin ich ein Landei», sagt Berger-Lobato selbstironisch. Vor vierzehn Jahren kam ihre Tochter zur Welt. Berger-Lobatos Mann, der 24 Jahre älter ist als sie, liess sich frühpensionieren und übernahm die Familienarbeit. Sie blieb im Beruf aktiv.

Ihre Tochter tauften sie Caterina. Die heilige Katharina von Siena spiele eine grosse Rolle im ihrem Leben, erklärt Berger-Lobato. Auch bei der Tauffeier ihrer Tochter habe sie gemerkt: «Die heilige Katharina ist da.» Denn als sie die Tauffeier in einem Restaurant oberhalb Thuns reservieren wollte, entdeckte sie Bilder, welche die Künstlerin mit «Cathérine de Sienne» signiert hatte.

Die heilige Katharina ist da

Ihr Mann und sie sind oft an die Geburtsstätte der heiligen Katharina in Siena gereist. Und auch ihre Hochzeit legten sie auf den 29. April, den Gedenktag der Heiligen. «Den Weg zum Glauben musste ich mir erst erarbeiten», sagt Berger-Lobato. Als Kind fühlte sie sich der spanischsprachigen katholischen Gemeinschaft nicht wirklich zugehörig, in der ihre Mutter verkehrte. Und als Jugendliche hatte diese Frage noch keinen Platz in ihrem Leben. Erst mit der Zeit und nach schmerzvollen Ereignissen änderte sich die Perspektive.

Heute ist der Glaube für Berger-Lobato «der Kompass», wie sie sagt. Er helfe ihr, die Dinge aus einer anderen Perspektive anzusehen und Entscheide zu treffen.

Vom «Bruder auf Zeit» zum richtigen Kapuziner

Als Pastoralassistent Kletus Hutter (45) feststellte, dass er «immer mehr zur Maschine wurde», zog er die Notbremse. Als «Bruder auf Zeit» lebte er drei Jahre lang im Kapuzinerkloster Rapperswil. Nun wagt der Ostschweizer den nächsten Schritt auf dem Weg zum vollwertigen Kapuziner.

Hutter fühlt sich wohl im Kapuzinerkloster Rapperswil, in dem er seit drei Jahren als «Bruder auf Zeit» lebt. Das hat auch damit zu tun, dass man ihm von Anfang an Vertrauen entgegenbrachte. «Ich hatte hier sehr viele Möglichkeiten, mich zu engagieren», sagt er im Gespräch mit kath.ch. In Uznach SG konnte er als Religionslehrer arbeiten, er durfte predigen, auch mal einen Vortrag halten. Dabei lernte Bruder Kletus den Lebensstil der Kapuziner kennen. «Frömmelei gibt es kaum. Das entspricht mir», sagt er.

Hutter wuchs in einem Dorf im Rheintal auf. Als Kind war er Ministrant. Die Familie wohnte gleich neben der Kirche. Fiel ein Messdiener aus, rief man Kletus. Die Eltern gingen zur Kirche, Kletus ging mit. Später war er in einer Jugendgruppe aktiv. Taizé übte eine grosse Anziehungskraft auf den jugendlichen Hutter aus. «Zehn Mal war ich dort.»

Auf eine Lehre und Erfahrung im kaufmännischen Bereich folgte eine katechetische Ausbildung und entsprechende Berufspraxis, später ein Theologiestudium.

Schliesslich wurde er Pastoralassistent. Da hetzte er von Sitzung zu Sitzung. Kein Platz blieb mehr für die Spiritualität. «Ich merkte, dass ich immer mehr zur Maschine wurde. Im Kloster haben wir fixe Gebetszeiten. Lebt man allein, braucht es viel mehr Disziplin.»

Nun wagt Hutter als erster von bislang zwei «Brüdern auf Zeit» einen nächsten Schritt in Richtung Ordensleben. Er beginnt Ende November das Noviziat im Kapuzinerkloster Salzburg. (bal)

Interreligiöses Frauenparlament Bern
|@ Maya Jörg

Frauen unterschiedlicher Religionen stärker vernetzt

Am 25. September fand im Haus der Religionen in Bern ein interreligiöses Frauenparlament statt. Die beteiligten Frauen beschäftigten sich mit ihrer Position in Gesellschaft und religiöser Gemeinschaft. Die katholische Theologin Angela Büchel Sladkovic leitete die Tagung gemeinsam mit der Journalistin Heidi Rudolf.

Regula Pfeifer

Wie viele und was für Frauen sind zum interreligiösen Frauenparlament gekommen?
Angela Büchel Sladkovic: Wir waren knapp 90 Frauen, wovon rund ein Drittel einer nicht-christlichen Religion angehörte. Das ist angesichts der statistischen Zahlen zur Religionslandschaft Schweiz eine überdurchschnittliche, erfreuliche Vielfalt. Vor allem die Musliminnen waren gut vertreten. Teilgenommen haben ausserdem Alevitinnen, Hindu, Jüdinnen, Buddhistinnen und Bahai.

Das Motto Ihres Treffens hiess «Stand up!».
Büchel: Es ging ums Aufstehen, Füreinander-Eintreten und Sichtbar-Verantwortung-Übernehmen. Wir stellten also den gesellschaftlich-politischen Akzent stärker in den Vordergrund. In der Vorbereitung waren wir im Kontakt mit einzelnen Politikerinnen, die wegen der Session aber nicht teilnehmen konnten.

Wie diskutierten die beteiligten Frauen die aktive Teilnahme in den religiösen Gemeinschaften, in Politik und Gesellschaft?
Büchel: Wir wollten sowohl das Bewusstsein stärken, wo wir stehen, als auch schauen, wo wir hinwollen. Die rechtliche Anerkennung der Religionsgemeinschaften in den Kantonen war ein Thema. Aber auch die Frage, wie die Vielfalt und Verbundenheit religiöser Frauen gesellschaftlich besser sichtbar werden kann. Konzentriert sich doch in der öffentlichen Diskussion vieles in negativer Weise auf die Musliminnen.

Gab es je Religion unterschiedliche Positionen der Frauen, um aktiv zu werden?
Büchel: Auf jeden Fall. Es ging ja um die Frage, welchen konkreten Schritt man gemeinsam gehen will. Die muslimische Gruppe beispielsweise war sehr gemischt. Da waren Sunnitinnen, Schiitinnen, Ahmadyya-Frauen und Konvertitinnen mit dabei, viele Nationalitäten, Migrantinnen der ersten und der zweiten Generation ... In dieser Konstellation in kurzer Zeit ein Ergebnis zu erzielen, ist nicht einfach. Die muslimischen Frauen haben ausgemacht, sich über die konfessionellen und ethnischen Gruppen hinweg ein- bis zweimal jährlich zu treffen. Das wird wegen mangelnder Ressourcen nicht einfach sein.

Was beschloss das Frauenparlament in der Resolution, die angekündigt war?
Büchel: Wir strebten nicht Forderungen an «die Politik» an, sondern ein gemeinsames verbindliches Weitergehen unsererseits. In der Schlussrunde diskutierten wir intensiv die Idee eines gemeinsamen Gefässes, das religiöse Frauen auf nationaler Ebene sichtbar macht und beispielsweise eine Teilnahme an den Vernehmlassungen ermöglichen würde. Konkrete Schritte konnten leider nicht aufgegleist werden.

Was hat die Tagung gebracht – Ihnen und anderen?
Büchel: Das Ziel, öffentlich sichtbar zu werden und Frauen unterschiedlicher Traditionen stärker zu vernetzen, haben wir sicher erreicht. Mir hat es Freude gemacht, mit vielen unterschiedlichen Frauen in Kontakt zu sein. Es war viel Energie zu spüren.

Wie geht es weiter?
Büchel: Wir ziehen ein erstes Fazit und erledigen organisatorische Nacharbeit. Dann wird es darum gehen, darüber hinaus zu schauen und die Idee des gemeinsamen Weitergehens verbindlich weiterzuverfolgen ...

KURZ & KNAPP

Georgien. – Die meisten Ränge blieben leer, die Begrüssung ging über einen verhaltenen Applaus nicht hinaus: Der Empfang für Papst Franziskus fiel in Tiflis ungewöhnlich zurückhaltend aus. Nur etwa 3000 Gläubige waren am 1. Oktober gekommen, um eine Messe zu feiern. Dies zeigte, dass selbst die Mobilisierung der katholischen Minderheit nicht gelungen war. Nach Kirchenangaben leben 112 000 Katholiken in Georgien, die meisten Angehörige katholischer Ostkirchen.

Rouen. – Die Kirche im nordfranzösischen Saint-Etienne-du-Rouvray wird nach einem Terroranschlag im Juli wiedereröffnet. Das Kirchtor erhalte den Rang einer «Pforte der Barmherzigkeit», sagte der Erzbischof von Rouen, Dominique Lebrun. Mit dem Durchschreiten einer solchen «heiligen Pforte» können Katholiken während des derzeit laufenden Heiligen Jahres eine besondere Vergebung erhalten.

Servicemagazin. – Die Dornbusch Medien Baden geben neu ein Servicemagazin «Kirche!» heraus. Es richtet sich an kirchliche Mitarbeiter und Freiwillige und gibt praktische Tipps zu Reinigung, Renovation oder technischen Anlagen. Der Verlag ist durch sein katholisches Wochenmagazin «Sonntag» und sein evangelisches Pendant «Doppelpunkt» bekannt. «Kirche!» soll eine Nische in der kirchlichen Medienarbeit füllen.

Mediensonntag. – Der Vatikan hat das Thema des katholischen Medientags 2017 bekanntgegeben: «Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir» (Jesaja 43,5). Zeitgemässe Kommunikation von Hoffnung und Vertrauen», lautet das Motto des Aktionstags. Am 24. Januar veröffentlicht der Papst jeweils eine Botschaft. Der Mediensonntag findet nächstes Jahr am 28. Mai statt.

Personalreglement. – Im Kanton St. Gallen tritt per Anfang 2017 das erste einheitliche Personalreglement für Mitarbeitende der katholischen Kirche in Kraft. Darin sind alle arbeitsrechtlichen Fragen festgelegt. Vereinheitlicht wurden etwa Ferien, Treueprämien oder Lohnfortzahlung bei Krankheit. Anderes wurde pro Berufsgruppe unterschiedlich festgelegt.

DIE ZAHL

50. – Die Paulus-Akademie feiert das 50-jährige Bestehen. Sie war und ist eine sichere Adresse für tiefgründige Auseinandersetzung mit Themen der Kirche in der Gesellschaft. Die Schwerpunkte haben sich dabei aber deutlich verschoben und das Publikum hat sich gewandelt. Für Akademie-Direktor Hans-Peter von Däniken steht fest: Die Kirche tut gut daran, einen Ort zu bieten, wo Themen aus Religion und Gesellschaft in aller Breite diskutiert werden können. Jubiläumsband «Fragen zur Zeit», 50 Jahre Paulus-Akademie. TVZ, herausgegeben von Stephan Wirz.

88. – Das Tragen von Burkas soll in der Schweiz verboten werden. Der Nationalrat hat am Dienstag einer parlamentarischen Initiative von SVP-Nationalrat Walter Wobmann mit 88 zu 87 Stimmen bei 10 Enthaltungen einer parlamentarischen Initiative zum Verhüllungsverbot zugestimmt. Als Nächstes wird der Ständerat das Geschäft behandeln müssen.

DAS ZITAT

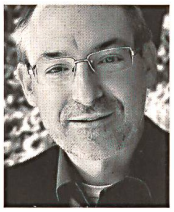
«Wer die christliche Prägung nur deshalb hochhält, um Menschen anderer Kulturen und Religionen fernzuhalten, missbraucht und entwertet das Christentum.»

Dies sagte der Hamburger Erzbischof **Stefan Hesse** in Frankfurt am zweiten katholischen Flüchtlingsgipfel in Deutschland. Hesse ist Sonderbeauftragter für Flüchtlingsfragen der Deutschen Bischofskonferenz und Vorsitzender der Migrationskommission.

«Ich bin mit 51 zu jung, um Jesuitengeneral zu werden»

Christian Rutishauser, Provinzial der Schweizer Jesuiten, nimmt in Rom an der Generalkongregation teil. Dies ist das Wahlgremium der Jesuiten weltweit, die einen neuen Generaloberen bestimmen. Ist Rutishauser ein Kandidat für dieses Amt? kath.ch hat beim Provinzial nachgefragt.

Charles Martig



Wie stehen die Chancen, dass Sie als neuer General der Jesuiten aus Rom zurückkehren?

Christian Rutishauser: Wer im Orden nach einem Amt strebt, wird frühzeitig aus dem Kreis der wählbaren Kandidaten fallen. Es geht also nicht um Chancen oder Ambitionen. Dass ich in das Amt des Generaloberen gewählt werde, ist wenig wahrscheinlich. Ich bin mit 51 Jahren zu jung für das Amt. Gleichzeitig bin ich in der Schweizer Provinz der Jesuiten voll engagiert.

Welche Voraussetzungen muss ein neuer General erfüllen?

Rutishauser: Es geht bei der Wahl um eine Persönlichkeit, die sowohl die sozialethischen Positionen als auch die Mystik der Jesuiten vertreten kann. Das ist eine wesentliche Voraussetzung, weil es hier um die Zukunft der «Societas Jesu» (SJ), wie die Jesuiten offiziell heissen, geht. Zudem muss der neue General Führungserfahrung auf mindestens zwei Kontinenten mitbringen. Diese zweite Bedingung erfülle ich nicht und komme deshalb nicht in Frage für das Amt.

Aber Sie haben sehr viel Erfahrung mit der katholischen Kirche in China und Indien.

Rutishauser: Noch mehr mit Christen im Nahen Osten. Ich bin viel gereist und habe in diesen Ländern gearbeitet. Es waren jedoch keine Führungsaufgaben dabei. Ich habe vor allem gelehrt und Kontakte geknüpft.

Wie geht die Wahl konkret vor sich?

Rutishauser: Die Wahl basiert auf dem demokratischen Prinzip. Alle anwesenden Ordensbrüder werden befragt. Wir führen Vieraugengespräche, die sogenannten «Murmurationes». Diese Gespräche werden von Gebet und Meditation begleitet. Erst im Anschluss kommt es zu einer geheimen Wahl des Generaloberen. Der Prozess kann bis zu einer Woche dauern.

Was bedeutet diese Wahl für den Orden?

Rutishauser: Die Wahl hat für uns eine enorme Bedeutung. Wir sind ein hierarchisch organisierter Orden. Dabei spielt die Persönlichkeit des Generals eine entscheidende Rolle. Er wird nach seiner Einsetzung sehr viele Personalentscheide treffen und damit die Richtung für die Zukunft geben. Ein schwacher General führt zu einer Schwächung des Ordens, ein guter General wird für die Einheit von sozialem Engagement und Spiritualität stehen.

Und wie steht es mit anderen Leitungspositionen im Orden?

Rutishauser: Es geht im Anschluss an die Wahl des Generals um die Besetzung von rund 100 neuen Positionen weltweit. Dies sind rund ein Drittel der Führungskräfte im Orden. Zum Beispiel wird in Deutschland ein neuer Provinzial gewählt. Das wird sicher zu Rochaden führen. Wir beschäftigen uns also in Rom mit der Frage der «Leadership» viel grundsätzlicher, als es von aussen erscheint.

(Bild: @ Hans Merrouche)

IMPRESSUM

Katholisches Medienzentrum
Redaktion kath.ch
Pfingstweidstrasse 10, CH-8005 Zürich
Telefon: +41 44 204 17 80
E-Mail: redaktion@kath.ch
Leitender Redaktor: Martin Spilker
kath.ch 7 Tage erscheint als Beilage der Schweizerischen Kirchenzeitung.
Die Verwendung von Inhalten – ganz oder teilweise – ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet.
kath.ch 7 Tage als PDF-Abonnement bestellen: medienzentrum@kath.ch

AUGENBLICK

«Nicht mal bellen darf ich»

Die Franziskaner in Freiburg haben kürzlich das Ende ihrer Klosterrenovation gefeiert, etwa mit einer gut besuchten Segensfeier für Haustiere. «Nun werde ich auch noch bestraft: Statt mir Hundekuchen zu geben, erhalte ich eine Wasserdusche aus einer Kelle.» So habe Hündin Elja ihre Segnung erlebt, berichtet Herrchen Georges Scherrer (@).

Zum Weiterdenken darüber, was ein «Geht hinaus» in unserem Alltag bedeuten kann, lädt diese überraschend nüchterne Definition ein: «Mission ist die Theorie und Praxis kirchlicher Fremdbegegnung.»[4] Im Sinne dieser Definition ist Mission schlicht eine Gegebenheit. Die konkrete Gemeinschaft der Kirche, in welchem kulturellen Umfeld auch immer, erfährt sich als Teil einer Welt, in der sie unausweichlich Fremden und dem ihr Fremden begegnet. Für diese Erfahrung muss bekanntlich in unserer Zeit niemand mehr in die Fremde gehen, denn wir begegnen dem kulturell und religiös Unvertrauten mitten unter uns. Damit dies nicht zu Konflikten führt, müssen wir allerdings aus uns selbst herausgehen.

Wenn anderssprachige Gemeinden ungewohnte Akzente in den Gottesdiensten setzen und Pfarreizentren in der Schweiz nutzen, so irritiert das nicht selten unsere Glaubensgewohnheiten. Weitere Formen der kirchlichen Fremdbegegnungen entstehen durch andere, uns fremde Religionen, die durch Migranten und Flüchtlinge in unsere Lebenswirklichkeit hineinkommen. Ebenso verdienen Begegnungen mit Menschen Aufmerksamkeit, denen wir als Kirche fremd geworden sind. Diese Praxisfelder provozieren uns, aus den gewohnten Vorstellungen herauszutreten. Sie sind konkrete Bewährungsfelder für unsere Glaubenstheorie.

Toni Kurmann SJ

MISSION: FREMDEN BEGEGNEN

[4] Die Definition verdanke ich Benedict Schubert. Er schreibt: «Die Definition habe ich mir einmal nach einem Gespräch mit Christine Lienemann notiert, aber nie in einer ihrer Publikationen gefunden. Entfaltet wird die Grundidee in: Christine Lienemann-Perrin. Mission und interreligiöser Dialog, Ökumenische Studienhefte 11, Göttingen 1999.» http://www.refbejuso.ch/fileadmin/user_upload/OeME-Migration/Mission_21/OM_PUB_Referat-Schubert_20150207.pdf

DEN SCHREI DER NOT GEHÖRT

KIRCHLICHE GASSENARBEIT

An den Rändern der Gesellschaft ist der Schrei jener zu hören, die Drogen anschaffen müssen. Ihnen eine Stimme zu geben, hat sich vor über 30 Jahren die Gruppe um den Seelsorger Sepp Riedener auf den Weg gemacht. Ein Buch handelt von dieser «30-jährigen Zusammenarbeit von Kirchen und staatlichen Institutionen zugunsten von suchtbetroffenen Personen».[1]

Vom Rand her gekommen

Der Pionier S. Riedener kam selbst aus armen Verhältnissen und blickt zurück auf die Anfänge der kirchlichen Gassenarbeit. Diakonie, Ökumene und politische Arbeit wurden neu buchstabiert. Im sozial unterkühlten Klima bekam erste Gesichtszüge, was ab 1985 in der Jugendseelsorge Ziel war, sich auf Menschen in den Gassen auszurichten. Für sie setzten sich «charismatische Leitwölfe» (23) bis zur Selbstausbeutung ein. Aus den Schilderungen hört man die Stimme des Pioniers, der mit der drängenden Not konfrontiert auf Dringlichkeit der Gassenseelsorge setzt. Geradezu jesuanisch fühlt sich sein Unterton an. Chronologisch erzählt Riedener (29–33) nicht einfach den Gang der Dinge, eher schlaglichtartig über Beklemmnis und Not, durch welche eine hohe Anzahl Obdachloser gingen, über die Neuorientierung mit Aufbau der Lebenshilfe, der bis heute in der Agglomeration bekannten «Gassenzeitung», schliesslich über das «Paradiesgässli», der Anlaufstelle für suchtbetroffene Eltern und ihre Kinder.

Der Gründer der kirchlichen Gassenarbeit, Sepp Riedener, spricht am 10. Nov. 2016 um 14.15 Uhr an der Universität Luzern (H 1) zum Thema: «Euch muss es zuerst um sein Reich und seine Gerechtigkeit gehen» (Mt 6,33). Prophetische Kritik bei Amos, Jesus und bei uns.

Sicht der Organisations- und Gemeindeentwicklung

Eine Einordnung bietet der evang.-reform. Pfarrer und Organisationsentwickler Beat Hänni, basierend auf dem Vier-Phasen-Modell von Organisationen, der Pionier-, Differenzierungs-, Integrations- und Assoziationsphase nach Fritz Glasl.[2] Die «tiefe Überzeugung, dass auch drogenabhängige Menschen Würde haben», trieb zu einer Arbeit, «die die Kräfte der Helfenden zum Teil fast überstieg» (35). Prägend waren die Entscheide zur ökumenischen Zusammenarbeit, zu Kooperationen mit anderen Fachstellen, öffentlichen Institutionen, der Polizei und der Politik. Dazu kam das Bestreben nach Professionalität und in allem der Grundsatz, mit den Betroffenen «nach Wegen zu suchen, um ihre Not zu lindern» (36). Wie sich zeigt, ist die Professionalisierung einer zunächst recht spontanen Organisation ein langwieriger Vorgang. Hier zeigt sie sich weniger als Palast-, mehr als Zeltorganisation, die aufsuchend-direkt und sinnvermittelnd-partizipativ sein will. Ihre Berechtigung zeigt sie, indem sie mit den Betroffenen den Weg geht, der diese «zu ihrer Würde» (37) führt. Gleichzeitig steht diese aufsuchende Sozialarbeit und mit ihr auch die Kontakt- und Anlaufstelle heute unter professioneller Führung. Leitend ist das AKV-Prinzip von Aufgabe, Kompetenz und Verantwortung (38). Es ist ein Weg, der sich auf der Gasse Menschen gegenüber bewähren muss, die «in ihren

Dr. Stephan Schmid-Keiser ist Liturgiewissenschaftler und Redaktor bei der Schweizerischen Kirchenzeitung (SKZ).

[1] Mit diesem konzisen Untertitel versehen ist das von Adrian Loretan, Ueli Mäder, Sepp Riedener, Fridolin Wyss hrsg. Buch: Kirchliche Gassenarbeit Luzern, Bd. 22 der Reihe ReligionsRecht im Dialog, Zürich 2016.

[2] Beat Hänni: Kirchliche Gassenarbeit aus der Sicht der Organisations- und Gemeindeentwicklung, ebd. 35–42.

KIRCHLICHE GASSENARBEIT

Ausweglosigkeiten oft ein besonderes Sensorium für geistliche Fragen» (39) haben.

In der Phase der Integration gilt es, zu einer «seismografisch-prophetischen Rolle für Stadt und Gesellschaft» zu finden. Wird nicht zu Überschätzung führen, diese Rolle ganz zu übernehmen? Hänni macht aufmerksam auf die von Christian Möller festgestellte «Entdiakonisierung» von Kirchgemeinden und plädiert für den Einsatz von «Profis» in einem «frühen Stadium» (40), die wie Riedener «vorangehen können», wenn Kirche von den Rändern her entsteht und Freiwillige in Notlagen zuerst gefragt sind.[3]

Standortbestimmung und Analyse

In Form einer Standortbestimmung äussert sich Fridolin Wyss, seit 2008 Geschäftsleiter.[4] Er unterstreicht u.a. die drei P-Adjektive – partizipativ, professionell, politisch – und setzt auf ausgeprägtes Fachwissen auf allen Ebenen der Gassenarbeit. Als Soziologe geht Ueli Mäder analytisch auf die Entwicklungen im Sozial- und Wirtschaftsgefüge der Schweiz ein.[5] Soziales Engagement ist an den Rand gedrängt, braucht sich aber nicht vor der Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbstverständnis zu scheuen. Der harten Machtlogik des Geldes ausgesetzt bleiben alle Akteure. Während sich da soziale Arbeit «einem mechanischen Prinzip» annähert (73), hält sich Gassenarbeit an «kein Schema F», wird als letztlich auch «aufnehmende Sozialarbeit» flexibel, beharrlich und sensibel sein.

Würde des Menschen

Adrian Loretan unterlegt mit seinem Nachwort, dass die Würde von Menschen und Personen universell gilt und theologisch gesehen «das göttliche Element in jedem Menschen» (129) ist. Darauf spricht die Geschichte vom barmherzigen Samariter an, der ergänzend Hilfe organisiert – Modell für den Aufbau von Zusammenarbeit unter allen in einer Gesellschaft, die ihre Augen vor sozialer Not nicht verschliesst. Der Umgang mit Menschen hat darum einen «letzten Bezugspunkt» im Achtungsanspruch der Menschenwürde (130 f.).[6]

Stephan Schmid-Keiser

[3] Aus franziskanischer Perspektive Fridolin Wyss: Licht in der Schattenwelt, ebd. 43–47. Wie die gegen 50 Mitarbeitenden des Vereins, welche über 1200 Personen «ein wenig Licht in die Schattenwelt bringen», entwickeln Freiwillige «Interesse» an Begegnungen auf Augenhöhe, ebd. 45.

[4] Ders. Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern, ebd. 49–66.

[5] Ueli Mäder: Kirchliche Gassenarbeit – ihr Beitrag für die Gesellschaft. 30 Jahre Gassenarbeit: «Ach, bleibt so klug ...», ebd. 67–79.

[6] Nachwort von Adrian Loretan: Die Würde des Menschen auf der Gasse, ebd. 127–134.

AUF DER SUCHE NACH IDENTITÄT

IDENTITÄT MISSIONARE

Nach entbehrungsreicher Missionstätigkeit wurden sie aus der Mandschurei gejagt und suchten nach neuer Identität. Bis 1953 waren es 49 Missionare, die ab 1926 – ab 1927 auch insgesamt 24 Ingenbohler Schwestern – im Norden Chinas den christlichen Glauben bezeugten. Bis zur Anerkennung ihres Kolumbien-Einsatzes gingen die Chinamissionare buchstäblich lange Wege.

Akribisch aufgearbeitet und reich bebildert hat Ernstpeter Heiniger SMB diese weitgespannte Geschichte der Missionsgesellschaft Bethlehem Immensee.[1] Seine Mitbrüder standen im Einsatzgebiet von Qiqihar vor der Aufgabe, mit den dort «zerstreut lebenden Getauften»[2] christliche Gemeinden aufzubauen. Missionarisch zu leben, bedeutete, einfache Bedingungen akzeptieren, Sprachbarrieren überwinden, in grosser Hungersnot (1929) Hilfe leisten. Bis 1941 wurden auf «24 Haupt- und 300 Nebenstationen 25 000 Getaufte und 5000 Taufbewerber/-innen pastoral begleitet»[3] Erspart blieb den Missionaren nichts: Die Besetzung der Mandschurei durch japanische Truppen, kriegerische Wirren, russische und schliesslich sowjetische Einflussnahme, Ausrufung der Volksrepublik China, sich als Bauern tarnen müssen, von Räuberbanden überfallen – frühzeitig starben drei von ihnen, drei erlitten den gewaltsamen Tod. Letztlich hat die Qiqihar-Mission «Heimatrecht (...) als Protomission, weil sie die Missionsgesellschaft wachsen liess und diese sich auf neue Aufgaben in anderen Kontinenten vorbereiten konnte».[4] Der spätere Generalobere Max Blöchliger äusserte zur Frage nach dem Erfolg in der Mandschurei: «Wir haben (...) in den Gebieten, in denen wir gearbeitet haben, eine grosse christliche Gemeinschaft. Das zu sehen, ist für mich etwas vom Schönsten. Wie das religiöse Fundament, das wir den Leuten geben durften, über all die Zeit standhielt, so armselig das alles auch war, was man hat bieten können und so wenig adaptiert an die andere Kultur.»[5]

Suche nach Alternativen

Es bedurfte langer Abklärungen. Die aus China Ausgewiesenen fanden einerseits Zugang in Japan,

[1] Ernstpeter Heiniger: Missionare auf der Suche nach ihrer Identität, Von der Mandschurei in die kolumbianischen Kordilleren, Mission im Dialog, Bd. 5, Rex-Verlag Luzern, 2016. Auszug Klappentext: «Es ist das Verdienst der ehemaligen Chinamissionare, in Kolumbien eine verwahrloste Kirche revitalisiert zu haben. Sie stehen als Zeichen für eine universale Kirche, die Befreiung und Entwicklung des ganzen Menschen und aller Menschen als Wirklichkeit anstrebt und zu einer Erfahrung werden lässt.»

Taiwan und Denver (USA), von den Ortsbischöfen zur Mitarbeit eingeladen. Anderseits suchte man mit den arbeitslosen Missionaren deren Eignung für neue Aufgaben zu klären und konnte aufgrund von Kontakten mit schweizerischen Diözesanpriestern in der Erzdiözese Popayán im Dekanat El Rosario neue Verbindlichkeiten finden.[6] Die Herausforderungen in der «armen und verlassenen Gegend» waren gross, die zugewiesenen Aufgaben nicht immer lösbar, die Geduld aller gefragt, die Zweifel am missionarischen Selbstverständnis[7] steigend, nicht unwesentlich dabei die Unterstützung durch die Franziskanerinnen als Sprachlehrerinnen und Gastgeberinnen.

Glaubenskern als befreiende Kraft

Das Bekenntnis zu Kolumbien stand fest, doch musste die SMB-Gruppe sich neu erfinden angesichts «religiöser Verwahrlosung»[8], einer Kirche in Not und hohem Bedarf an Neuaufbau. Zur entscheidenden Frage, wie die erfahrenen Missionare im neuen Gebiet ihrer Berufung entsprechen konnten[9], arbeitet das Buch die Quellen minutiös auf. Ihre in China realisierte Mission war nicht kompatibel mit jener in El Rosario. Die schweizerischen Diözesanpriester charakterisierten ihren eigenen Einsatz und den der neu mitarbeitenden Immenseer als eine «ausgesprochene Wandermission». Die ehemaligen Chinamissionare äusserten sich zu ihrer neuen Aufgabe, «ihnen seien Pfarreien angeboten worden, welche die schweizerischen Diözesanpriester nicht betreuen wollten». Später stiessen, ohne missionarische Erfahrung, zwei Priester und zwei Brüder zur Pioniergruppe. Ein Reisebericht des «wortgewaltigen Anwalts» Luigi Bulotti beschrieb die kritischen Wohn- und Arbeitsverhältnisse ebenso wie die beschwerliche Pastoral in den Kordilleren.[10]

Die Chinamissionare wirkten unter noch «nicht genügend» Evangelisierten, wie nach dem SMB-Kapitel 1967 und dem Distrikt-Kapitel 1969 festgestellt wurde, welche beide im Nachgang des Konzils einer neuen Zeit entgegengingen, in der Mission dem ganzen Menschen dienen sollte. Die Chinamissionare trugen den «Glaubenskern» mit der Kraft in sich, «die echte Befreiung des Menschen zu inspirieren»[11]. Ihrem Vorbild folgten bald missionarische Equipen mit dem Ziel, Pastoral und den Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden in glaubwürdige Verbindung zu bringen. Missionarische Identität hat sich gewandelt!

Stephan Schmid-Keiser

IDENTITÄT MISSIONARE

[2] Ebd. 22

[3] Ebd. 28

[4] Ebd. 37

[5] Zitat aus Balz Theus künstlichem Dialog «Immensee im Herbst» anlässlich der Buchpräsentation vom 13. Sept. 2016 im Romero-Haus Luzern, 5f.

[6] Ebd. 69–92: Schlüsselstellen aus Briefen mit Fidei-Donum-Priestern aus der Schweiz (Linus Looser / Wilhelm Fillinger) wie zur Zusammenarbeit mit der Erzdiözese Popayán.

[7] Ebd. 93–115, 103 ff.

[8] Berichte des Oberen Ferdinand Lachenmeier zeichnen eindrücklich diese Situation glaubensmässiger, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Not, ebd. 106–115.

[9] Ebd. 116–130: betr. «Wandermission» 116, Anm. 220, betr. Kritik 129.

[10] Bulotti war langjähriger «Betlemme»-Redaktor, der ital. Ausgabe der Missionszeitschrift «Bethlehem», ebd. 135–140. Karl Hüsler und Heinrich Wenk reisten als SMB-Brüder ohne Aussendungsfeier (!) nach Kolumbien, um als Fachleute unzählige Sanierungen, Renovationen und Bauten zu realisieren und über Jahrzehnte der Kirche in Not zu dienen.

[11] Ebd. 173.

MUTIG DER NOT DER ZEIT BEGEGNEN

Die Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz luden ein zur Vorstellung der Edition von 199 Briefen und Schriften ihrer Gründerpersönlichkeiten. Das Lebensprogramm des Kapuziners Theodosius Florentini (1808–1865) und der Kreuzschwester Maria Theresia Scherer (1825–1888) wurde zum Motto des Buches «Von der Not der Zeit getrieben»[1], dessen Präsentation zu eingehender Lektüre motiviert.

Die Kreuzschwestern von Ingenbohl haben sich nach 2006 (vgl. die Schrift «Aus der Quelle schöpfen») erneut daran gewagt, «das einst Gedachte und Errungene neu zu verstehen und aktuell zu interpretieren», wie Markus Ries als Mitglied der Arbeitsgruppe «Schriften unserer Gründer» erklärte. Die vorliegende Sammlung ist ein Quellenwerk erster Güte, das aus rund 1000 mit grosser Sorgfalt transkribierten Texten ausgewählt und mit Erläuterungen ergänzt wurde. Die immense Arbeit von sechs Jahren schafft neue Zugänge zur Gründungszeit sozialer Institutionen, die der Not der Zeit im 19. Jahrhundert begegneten.

Wie Markus Ries weiter betonte, lassen die Briefe «die spirituelle Verankerung der Gründerpersönlichkeiten, aber auch ihre Sorgen, Anstrengungen und Hoffnungen lebendig werden. Zur Sprache kommen Etappen aus den ersten Jahrzehnten der Kongregationsgeschichte, darunter die Gründung des Spitals Planaterra in Chur, die Trennung von Ingenbohl und Menzingen im Jahr 1856, das Ringen um die Approbation der Statuten oder der Kauf von Fabriken durch P. Theodosius.» Der Kolping-Biograf Hans-Joachim Kracht machte denn auch aufmerksam auf Florentinis Rede am Frankfurter Katholikentag im Herbst 1863, der sich mit der «Sozialen

KONGREGATION INGENBOHL

KONGREGATION INGENBOHL

Frage» (verstanden als die «Arbeiterfrage») befasste. Dort fand sein «Lösungsmodell (…) ‹Klosterfabriken› – klösterliche Genossenschaftsbetriebe» grosse Beachtung. Kracht fand keinen Hinweis darauf, dass Kolping Florentini getroffen habe, «der sich mit eigenwilligen Sozialprojekten einen Namen gemacht» habe.[2]

Mut als treibende Kraft

Den besonderen Mut, der die Gründerpersönlichkeiten auszeichnete, hob der gegenwärtige Kapuzinerprovinzial, Agostino Del-Pietro, hervor: «Mut brauchte es, ja wirklich Mut, um daran zu glauben, dass man allein mit einigen jungen Frauen eine Institution aufbauen könne, welche sich in einer Zeit schwerer ideologischer und konfessioneller Spannungen der katholischen Jugenderziehung widmen sollte. Es brauchte Mut, mit nur fünf Franken im Sack den Hof zu erwerben, auf welchem die ganze Anlage erbaut wurde, in der wir uns heute befinden. Es brauchte Mut, zu glauben, dass aus den Fabriken eines Tages Klöster würden. Es brauchte Mut, zu erwarten, dass ein von den Jesuiten in aller Eile verlassenes Gymnasium wieder eine humane und intellektuelle Bildungsstätte werden könnte.» Und wie Sr. Marija Brizar als Generaloberin erklärte, haben P. Theodosius und Mutter Maria Theresia «mit wachen Augen und Herzen die Bedürfnisse wahrgenommen, und ‹von der Not der Zeit getrieben› zusammen mit den Schwestern der ersten Generation nach Lösungen gesucht».

«…wo immer eine menschliche Not vorhanden ist»

Wie sich am Beispiel von Briefauszügen zeigt, ist die Not der Zeit das Grundmotiv bis heute. Mutter Maria Theresia Scherer am 14. Februar 1873 an den Gemeinderat Bühl/Baden über das Wirken der Schwestern im Grossherzogtum Baden: «Wir besuchen die Schlachtfelder, um die verwundeten Soldaten zu pflegen; wir schliessen Kranke und selbst mit der Pest Behaftete in unsere Arme, um unser Leben für sie zum Opfer zu bringen; wir lassen uns in die Staatsgefängnisse einschliessen, um die Unglücklichen zu trösten; wir nehmen Waisenkinder an, um sie vor der Verwahrlosung zu schützen; wir betrachten die Armen und Presshaften als unsere Lieblinge, stillen ihren Hunger und lindern ihre Schmerzen, – kurz, wir eilen auf den ersten Ruf überall hin, wo immer eine menschliche Not vorhanden ist.»[3]

Gleichzeitig verausgabten sich die Beteiligten bis an ihre physischen und finanziellen Grenzen. Selbstredend das Zeugnis von Theodosius Florentini an Sr. Alexandrina Krotz, erste Oberin der Provinz Böhmen am 1. Mai 1864: «Ich gehe heute mit schwerem Herzen ans Schreiben, weil ich die Noth sehe und nicht weiss, was ich schreiben soll. Aus der Mittheilung geht hervor, dass ihr unermessliche Schulden habet in Prag, Wien, Calocza, Augsburg. Ich habe gethan, was ich konnte und bin selbst noch theilweise schuldig, was ich Euch an Allerheiligen und auf Januar geschickt. Hier stürmt man immer in mich wegen der Fabrik; (…) so allerorts in Anspruch genommen und gehetzt, was kann ich thun? (…) Am Schluss kenne ich die Lage nicht, denn ich weiss nur, was man schuldig ist, aber nicht, was man zu beziehen hat. Habt ihr denn nur Schulden?»

Stephan Schmid-Keiser

[1] Von der Not der Zeit getrieben. Maria Theresia Scherer – Theodosius Florentini: Briefe und Schriften. Im Auftrag der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz Ingenbohl herausgegeben von Hildburg Baumgartner SCSC, Markus Ries, Christian Schweizer, Finka Tomas SCSC, Agnes Maria Weber SCSC u. Lucila Zovak SCSC. Luzern, Helvetia Franciscana 45, 2016, 612 S. Bezug: Helvetia Franciscana, Provinzarchiv Schweizer Kapuziner, Wesemlinstr. 42, 6006 Luzern – provinzarchiv.ch@kapuziner.org. Die Vorstellung in der Tagespresse (NLZ vom 3. Sept. 2016, S. 23) wurde leider zu einer unangemessenen Einordnung dieses Werkes, was am Anlass in Ingenbohl zu diskutieren gab.

[2] Hans-Joachim Kracht: Adolph Kolping. Priester, Pädagoge, Publizist im Dienst christlicher Sozialreform. Leben und Werk aus den Quellen dargestellt, Freiburg i. Br. 1993, 246 f. und 241.

[3] Vgl. Anm. 1, 431–433, 432 und 344 f., 344.

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

«Migration und die kulturellen Identitäten in Europa»

Symposium der Vorsitzenden der Schweizer, Französischen und Deutschen Bischofskonferenz in Berlin

Zum zweiten Mal haben die Präsidenten der Schweizer, Französischen und Deutschen Bischofskonferenz ein Symposium zu einer aktuellen kirchlichen und gesellschaftlichen Debatte durchgeführt. In Berlin kamen dazu auf Einladung von Kardinal *Reinhard Marx* (Deutschland), Erzbischof *Georges Pontier* (Frankreich) und Bischof *Charles Morerod* OP (Schweiz) rund 50 Vertreter aus Kirche und Wissenschaft zusammen, darunter elf Bischöfe, um sich dem Thema «Migration und die kulturellen und religiösen Identitäten in Europa. Herausforderungen für die Kirche» zu widmen.

Das Symposium fragte nach dem Zusammenhang von Migration und gesellschaftlicher Identität. Die Diskussion orientierte sich an einigen Leitfragen: Was bedeutet die Einwanderung vieler Menschen, vor allem aus den muslimisch geprägten Weltregionen, für die europäischen Gesellschaften, für das Fortwirken ihrer historischen Prägung und ihre Entwicklungsrichtung? Wie wirken sich die demografischen Veränderungen und die Migration auf das Verständnis von Identitäten der Gesellschaften aus? Wie kann sich ein friedliches Zusammenleben in einer religiös zunehmend pluralen Gesellschaft gestalten lassen? Und bei alledem: Wie muss die kirchliche Praxis auf

die Entwicklungen reagieren, um sie mitzugestalten?
In einem einleitenden Vortrag ordnete die Politikwissenschaftlerin Prof. Dr. *Catherine Wihtol de Wenden* (Paris) für das Publikum aus Universitätsprofessoren, Theologen, Migrantenseelsorgern und Bischöfen die heutige Migration nach Europa in den Kontext globaler Wanderungsbewegungen ein. Prof. Dr. *Heinz Bude* (Kassel) zeigte in einer soziologischen Analyse, dass die klassischen Modelle der Integration von Migranten unter heutigen Bedingungen fragwürdig geworden sind. Er plädierte für Modelle, die in den Grundprinzipien der europäischen Identität ihren Ausgang nehmen. Die völkerrechtliche Perspektive wurde von Prof. Dr. *Martina Caroni* (Luzern) eingebracht: Auch wenn das Migrationsrecht gemeinhin als Domäne des Nationalstaats gilt, müssen bestimmte menschen- und völkerrechtliche Prinzipien auch in nationalen Migrationspolitiken Beachtung finden. Dabei wurde deutlich, dass die internationalen Verpflichtungen in allen Ländern nur unzureichend umgesetzt werden. Der Washingtoner Religionssoziologe Prof. Dr. *José Casanova* plädierte in seinem Vortrag für den weltanschaulich neutralen, den Religionsgemeinschaften gegenüber freundlichen Staat als Grundlage für das Zusammenleben verschiedener Gruppen in der pluralistischen Gesellschaft. Der ehemalige Nationaldirektor für die Migrantenseelsorge in der Schweiz, Dr. *Urs Köppel* (Sursee), umriss die pastoralen und caritativen Handlungsfelder, die sich aus aktuellen Migrationsphänomenen für die Kirche ergeben.
Aus den Äusserungen der drei Vorsitzenden, Kardinal *Reinhard Marx*, Erzbischof *Georges Pontier* und Bischof *Charles Morerod* OP, ging zum Abschluss der Veranstaltung hervor: «Wenn wir uns mit Fragen der Migration befassen, sprechen wir über ein Thema, das das Selbstverständnis unseres Glaubens und unserer Kirche berührt. In jedem Menschen, der bei uns Schutz sucht, erkennen wir Gottes Ebenbild. Es steht ausser Frage, dass in allen Ländern differenzierte Lösungen gefunden werden müssen. Die Achtung der Menschenwürde ist dabei unverhandelbar. Das Thema Migration wird in den nächsten Jahrzehnten auf der Tagesordnung unserer Gesellschaften und der Kirche bleiben.»

BISTUM BASEL

Diözesanbischof DDr. *Felix Gmür* ernannte per 1. Oktober 2016:
Beda Baumgartner als Pfarrer der Pfarrei St. Nikolaus Erlinsbach (SO).

P. *Markus Bär* OSB als Leitenden Priester der Pfarreien St. Josef Köniz (BE) und St. Michael Wabern (BE).

P. *Geraldo Júnior Melotti* CS als Missionar der portugiesischsprachigen Mission Bern-Solothurn mit Sitz in Bern.

Diakon *Kurt Zemp-Zihlmann* als Gemeindeleiter ad interim der Pfarrei Maria Himmelfahrt Ettiswil (LU).

Diözesanbischof DDr. *Felix Gmür* beauftragte (Missio canonica) per 1. August 2016:
Rainer Uster-Koller als Katechet (KIL) in der Pfarrei St. Wendelin Allenwinden (ZG).

BISTUM CHUR

Missio canonica
Am 1. Oktober 2016 fand in der Pfarrkirche St. Theresia in Zürich die Missiofeier für die Pastoraljahr-Absolventen 2015/16 statt, der Weihbischof *Marian Eleganti* vorstand. Die Missio canonica (bischöfliche Beauftragung) erhielten:

Cantero Linda für die Pfarrei St. Josef in Affoltern a. A.;

Gad Karolina für die Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit in Bülach;

Kuttipurathu Fredy für die Pfarrei St. Theresia in Zürich;

Holoschnjaj Natascha für die Pfarrei Hl. Anna in Steinerberg.

Im Herrn verstorben
Gerardo Orlando, Italienerseelsorger i. R., wurde am 31. März 1938 in Nocera Inferiore bei Salerno in Italien geboren und am 9. März 1963 als Angehöriger des Kapuzinerordens zum Priester geweiht. Nach seiner Priesterweihe wirkte er zwei Jahre lang als Vikar in Neapel (Italien). Anschliessend führte er seine Studien fort, die er im Jahr 1966 in Neapel mit dem Lizenziat abschloss. Von 1966 bis 1968 lehrte er im Priesterseminar in Nola bei Neapel. Im Jahr 1968 kam er dann als Italienerseelsorger in die Schweiz, zuerst nach Winterthur und ab dem Jahr 1969 nach Emmenbrücke (LU). Dort blieb er bis zum Jahr 1971, als er in die Italienische Mission nach Kloten wechselte. Nach seiner Inkardination in das Bistum Chur, die im Jahr 1980 erfolgte, wirkte er noch drei weitere Jahre in Kloten. Im Jahr 1983 wurde er dann zum Italienerseelsorger für die gesamte Region Horgen ernannt. Dieses Amt hatte er bis zum Jahr 1998 inne. Neben dieser Aufgabe übernahm er in den Jahren von 1992 bis 1995 zusätzlich die Pfarradministratur für Adliswil, Kilchberg und Langnau a. A. und von 1997 bis 1998 die Pfarradministratur in Birmensdorf. Im Jahr 1998 wurde er schliesslich zum Seelsorger der Italienischsprachigen Mission Amt-Limmattal ernannt. Nach sechs Jahren in diesem Amt trat er 2004 in den Ruhestand, den er zuerst in Schlieren (ZH) verbrachte und ab dem Jahr 2012 in seiner Heimat in Nocera Inferiore. Er verstarb am 19. September 2016 in seiner Geburtsstadt Nocera Inferiore. Dort fanden auch das Begräbnis und die Messfeier für den Verstorbenen statt.

BISTUM ST. GALLEN

Ernennung zum Priester:
Ab 1. November: *Lazlo Szücsi*, Pfarradministrator für die Pfarrei Walzenhausen in der Seelsorgeeinheit über dem Bodensee.

Ernennungen zu Pastoralassistenten:
Per 3. September (befristet bis 31. Januar 2017): *Eric Petrini*, Pastoralassistent für die Seelsorgeeinheit Gäbris, umfassend die Pfarreien Gais, Speicher-Trogen-Wald und Teufen-Bühler.

Per 1. August: *Niklaus Popp*, ausserordentliche Zulassung zum Dienst als Pastoralassistent in der Seelsorgeeinheit Rapperswil-Jona, umfassend die Pfarreien Bollingen, Jona, Kempraten und Rapperswil.

Per 1. August: *Richard Burki*, ausserordentliche Zulassung zum Dienst als Pastoralassistent in der Seelsorgeeinheit Werdenberg, umfassend die Pfarreien Azmoss-Wartau, Buchs-Grabs, Gams, Sennwald und Sevelen.

Ernennung zur Katechetin:
Per 3. September: *Helen Eichmann*, Katechetin für die Seelsorgeeinheit Rapperswil-Jona, umfassend die Pfarreien Bollingen, Jona, Kempraten und Rapperswil.

ORDEN UND KONGREGATIONEN

Die Föderation St. Klara der Schweizer Kapuzinerinnen hat an ihrem Ordentlichen Kapitel gewählt:

Zur neuen Vorsteherin: Schwester *Mirjam Huber*, Kloster Leiden Christi, 9108 Jakobsbad (Bild).
Zur neuen 4. Rätin: Schwester *Sabine Lustenberger*, Kloster St. Klara, 6370 Stans.

Autorin und Autoren
Dr. *Arnd Bünker*
Schweizer. Pastoralsoziologisches Institut SPI, Gallusstrasse 24, 9000 St. Gallen
arnd.buenker@spi-stgallen.ch
Dr. phil et lic. theol. *Josef Estermann*, Romero-Haus, Kreuzbuchstrasse 44, 6006 Luzern
josef.estermann@comundo.org
Prof. Dr. *Salvatore Loiero*, Université Miséricorde, Av. Europe 20, 1700 Freiburg
salvatore.loiero@unifr.ch
Dr. *Beat Dietschy*, Fischerweg 12, 3012 Bern
dietschy@gmx.ch
Mag. Theol. *Toni Kurmann*, Stiftung Jesuiten weltweit, Hirschengraben 74, 8001 Zürich
toni.kurmann@jesuiten-weltweit.ch
Dr. theol. *Stephan Schmid-Keiser*, Redaktion SKZ, Maihofstrasse 76, Postfach, 6002 Luzern
stephan.schmid@nzz.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Redaktion
Maihofstrasse 76
Postfach, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@nzz.ch
www.kirchenzeitung.ch
www.e-periodica.ch

Redaktionsleitung
Walter Bucher
Dr. *Stephan Schmid-Keiser*

Redaktionskommission
Prof. Dr. *Adrian Loretan* (Luzern)
Pfr. *Heinz Angehrn* (Abtwil)
Giuseppe Gracia (Chur)

Herausgeberin
Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK)

Herausgeberkommission
GV Dr. *Markus Thürig* (Solothurn)
GV Dr. *Martin Grichting* (Chur)
GV *Guido Scherrer* (St. Gallen)

Verlag
NZZ Fachmedien AG
Maihofstrasse 76, 6002 Luzern
E-Mail fachmedien@nzz.ch

Stelleninserate
Telefon 041 429 58 72
E-Mail skzinserate@nzz.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 429 58 72
E-Mail skzabo@nzz.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 169.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 98.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Einzelnummer: Fr. 3.–
zuzüglich Versandkosten

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 11.00 Uhr.

Gesamtherstellung
Multicolor Print AG

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

«Kath.ch 7 Tage» als SKZ-Beilage
Redaktionelle Verantwortung:
Katholisches Medienzentrum
Pfingstweidstrasse 10, 8005 Zürich
E-Mail redaktion@kath.ch

Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften
zh aw
IAP
Institut für Angewandte Psychologie

Weiterbildung
» DAS Ressourcen- & lösungsorientierte Beratung IAP

Die Weiterbildung vermittelt Kenntnisse in systemischer, ressourcen- und lösungsorientierter Beratung und deren Umsetzung in die Beratungspraxis. Der Schwerpunkt der Weiterbildung liegt auf der Erarbeitung der beraterischen Handlungskompetenz. Der DAS-Lehrgang ist Teil des MAS Systemische Beratung.

Zielgruppe
Fachpersonen der Sozialarbeit, Psychologie, Pädagogik, Medizin, des Gesundheitswesens und der Theologie sowie beraterisch tätige Personen in verwandten Berufen im psychosozialen Arbeitsfeld.

Beginn: 3. April 2017
Dauer: 2 Jahre

Anmeldung:
» zhaw.ch/iap/das-rlb

Info-veranstaltung
Am 25.10.2016 um 18.15 Uhr in Zürich. Jetzt anmelden

PASTORAL RAUM Allschwil-Schönenbuch

Für unseren bunten und spannenden Pastoralraum Allschwil-Schönenbuch, bestehend aus drei Pfarreien mit ca. 6000 Mitgliedern, suchen wir auf 1. Januar 2017 oder nach Vereinbarung eine/einen

Katechetin oder Katecheten RPI/KIL/FH (50%)

Ihre Aufgaben:
- Verantwortung, Koordination Katechese im Pastoralraum
- Ausserschulische Sakramentenkatechese
- Projektmässiger, ökumenischer Religionsunterricht an der 5., 6. und 8. Klasse
- Ministrantenpastoral
- Jugendverbandsarbeit
- Offene Kinder- und Jugendarbeit
- Weitere Aufgaben nach Absprache

Wir erwarten:
- Abgeschlossene religionspädagogische Ausbildung (RPI, KIL, FH)
- Kreativität und Teamfähigkeit
- Freude und Erfahrung in der Begleitung von Kindern, Jugendlichen und deren Bezugspersonen
- Engagement für eine glaubwürdige und solidarische Kirche
- Selbständige und zuverlässige Arbeitsweise
- Belastbarkeit und Flexibilität

Wir freuen uns auf die Begegnung mit Ihnen!

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Silvia Guerra, Leiterin Pastoralraum, Baslerstr. 49, Allschwil, Tel. 061 485 16 16 (silvia.guerra@rkk-as.ch).

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte an: Bischöfliches Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstr. 58, Postfach 216, 4501 Solothurn (personalamt@bistum-basel.ch).

Kopie bitte an:
Personalverantwortliche des Pastoralraumes Allschwil-Schönenbuch, Martin Kissling, Baslerstr. 49, 4123 Allschwil (kisslingCH@gmx.net).

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14
LIENERT KERZEN

Priester, CH, pens., früher Lehrer, **übernimmt Aushilfen** in näherer und weiterer Umgebung. Auch sehr kurzfristig. Weitere Mitarbeit möglich.
Tel. 079 791 04 41 (SMS).

Portal kath.ch
Gratisinserat
Das Internetportal der Schweizer Katholiken/Katholikinnen

AZA 6002 LUZERN
SKZ 40–41 6. 10. 2016